

# Unter ägyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zitelmann.

Am Vorabend des Dampfers der Hamburger Paketfahrt-Linie, der soeben auf der Rhede von Alexandria die Anker auswirft, drängen sich die Passagiere, Ferngläser in den Händen und vor den Augen haltend, neugierig den schmalen, blendend weißen Strich muschelnd, der aus dem dunkelblauen Wasser aufsteigt. Ein paar schlankes Thüme zeigen sich. Die ägyptische Küste ist es, die dort im großen Sonnenlichte des Januarmittags leuchtet. Die Schiffspfeife läßt ihren langgezogenen, marktschreierischen Ruf erschallen, und die Hände der erschreckten Reisenden fahren an die Ohren, während ein überhartes Lachen ringsumher ertönt. Vom fernem Ufer aber lösen sich blitzschnell die Barken; auf dem Wasser wird's lebendig; ein wahrer Wettlauf von Booten, Barken, Rähnen, die zu Hunderten in wilder Hast heranströmen, beginnt. Doch sie haben eine gute Strecke zurückzulegen, ehe sie den deutschen Dampfer erreichen, und einer der Reisenden nach dem anderen verschwindet, um sein Handgepäck bereit zu stellen.

Harald von Sperber trat soeben reisefertig aus der Kajüte und blickte über den Bug des Schiffes hinaus auf die heraneilenden Boote. Denn wandte er sich um, den Rücken gegen das Geländer lehrend, und schaute, die Arme verschränkt, auf die Gesellschaft, die ihn umgab. In die eben noch so ruhige Masse der Passagiere war Leben gekommen. Es wogte wie in einem Bienenstich hin und her. Die Aufregung des Antommens, die Freude, nun endlich am Ziele der Reise angekommen zu sein, hatte alle ergriffen. Mit etwas spöttischer Miene ließ der junge Mann die Blicke über die Menge gleiten, um sie auf der Gestalt einer jungen Dame haften zu lassen, die gerade in Begleitung einer anderen Dame dabertam und umweilt von ihm stehen blieb. Ihre Augen begegneten den seinen und wendeten sich ab; aber nach einigen Augenblicken wiederholte sich das Spiel und die junge Dame verließ den Platz in seiner Nähe nicht. Er glaubte zu bemerken, daß sie leicht erröthete, und ein fast unmerkliches Rötheln ging über seine Wangen. Den Schnurrbart, der seinem vornehm geschnittenen Gesicht etwas Männliches gab, freibend, redete er seine Hingegenwartigkeit mit unerschütterbarem Selbstgefühl noch höher aus. Er freute sich offenbar mehr an dem Eindruck, den er auf die junge Engländerin machte, als daß er sich dem Eindruck ihrer Schönheit hingegen hätte. Doch konnte er nicht umhin, diese herzlich zu bewundern. Er hatte die Miß, für eine solche hielt er sie, schon während der Reise von Neapel her bemerkt, aber nicht Gelegenheit gefunden, sie näher zu betrachten, da sie ihm, umringt von ihren Landsleuten, unter den vierhundert Passagieren immer wieder aus den Augen gekommen war. Auch hätte er sich gewohnt, sich ihr zu nähern, einmal weil das Englisch, über das er verfügte, vieles zu wünschen übrig ließ, dann weil er durchaus keine Vorliebe für die stammverwandte Nation besaß, deren perfide Politik er haßte und deren kleinlicher Handelsgeist und riesenhafter Egoismus ihm höchst zuwider waren. Dazu hatte er während der Fahrt durch Italien Gelegenheit gehabt, die Unhöflichkeit der reisenden Engländer kennen zu lernen, und da er als früherer Corpsstudent, preussischer Reserveoffizier, Regierungsdassessor und Erbe eines Rittergutes durchaus nicht gewillt war, sich Jemandem zu nahe kommen zu lassen, sondern die Ehre des Deutschthums zu vertreten entschlossen war, so hatte er Unerschämlichkeiten, wie er das nannte, geschäme zurückgewiesen und verschiedene Konflikte glorreich ausgefochten. Auf dem Dampfer, der fast ganz von Engländern und Amerikanern — er konnte diese nicht unterscheiden — besetzt war, hatte er sich möglichst zurückgehalten, da er weder nach der Gesellschaft, die er einen noch der anderen Verlangen trug, dabei aber seine Studien gemacht und Beobachtungen anstellen, die ihm wenigstens die weibliche Hälfte der mitfahrenden Engländer in besserem Lichte erscheinen ließen und seine Abneigung bedeutend milderten. Während sich die Männer ungenirt in den Schauluststühlen setzten und ihre Füße den auf dem Dampfer zwischen die Beine stredten, ließen die Damen niemals ihre labilite Handlung vermissen, und es gab vornehme und schöne Erscheinungen unter ihnen, das war nicht zu leugnen. Hier aber stand entschieden das schönste Exemplar der Rasse vor ihm, eine der weiblichen Gestalten, die nur das Leben in Reichthum und Luxus, vereint mit der außerordentlichen körperlichen Ausbildung, die das Ansehen auch seinen Töchtern der höheren Stände angeeignet läßt, hervorzuheben vermag. Unwillkürlich stellte er sich die junge Dame im Sattel vor, auf einem edlen Rassenpferd dahinsitzend. Sie war eben beschäftigt, die gelben Lederhand-

schuhe anzuziehen und das letzte seine Aufmerksamkeit auf die feinen, schlanken und doch festen, weißen Hände, an denen er ein paar kostbare Ringe blitzen sah.

Mit immer mehr steigendem Wohlgefallen musterte er die junge Dame. Die Jugend und Kraft der ganzen Erscheinung entzückten ihn, und er fragte sich, ob dieser blühenden Weiblichkeit, das fast unabweislich goldene schimmernde Haar, das ihr in lockeren Knoten in den Nacken hing, echt sein könne, als sie abermals die Augen zu ihm aufschlug, blaue Augen, die ihn so freundlich anstrahlten, so freundlich — daß nun ihm das Blut in die Wangen stieg. Und in diesem Moment wußte er, daß alles an dem Mädchen echt sei. Die Augen waren so ehrlich — nicht sehr intelligent, aber lieb und gut. Nicht einmal Koketterie lag in ihrem Blick, nur unbefangene Freude an der eigenen Schönheit. Guldigungen und Bewunderung waren ihr etwas so Selbstverständliches, daß sie sich rubig an dem Lob wie ein Kunstwerk, das auch ein dreistes Anstalten nicht übernahm — ganz im Gegentheil; es bewies ihr ja nur, daß er ihre Schönheit zu schätzen wußte, und ihr Blick dankte ihm dafür, weiter nichts. Weiter nichts? Wie schade, daß er die Gelegenheit zu einem kleinen Abenteuer verpaßt hatte — ihr Blick war doch sehr aufmunternd gewesen.

An diesem erfreulichen Bewußtsein mußte er sich für jetzt genügen lassen, denn ein paar an Bord lehrende Landsmännchen riefen eben die junge Dame und ihre Begleiterin heran, offenbar, damit auch sie sich des Schauspielers freuen sollten, das sie selbst lachend betrachteten, und das bereits einen großen Theil der Passagiere an Bordbord versammelt hatte. Nun erst wandte Harald des obrenzereifenden Lärmes inne, der vom Wasser heraufschallte. Er wandte sich um und schaute hinab, und der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn augenblicklich die Schöne vergessen. Da waren sie ja alle lebhaftig, die Gestalten, die er bisher nur aus den Bilderbüchern kannte! Von Gelb bis zum Schwarz, fast alle Hautfarben vertreten; der halbnackte Neger, dessen braune Haut wie Bronze glänzt, der wohlgekleidete Agent in türkischem Fez und europäischem Rock, der Dragoman mit wallendem Kaftan und hohem Turban, das Heer der Bedienten in langen blauen, weißen oder gelben Hemden, dazwischen die dunkelrothe Uniform der Cooks — und die blaue der Gabelleute, das Alles von der ägyptischen Sonne beleuchtet, schreiend, gesticulirend, sich wie unruhig gebend — war das nicht wie ein großes Maskenfest? Harald lachte mit den Lebigen und freute sich an dem unendlich bunten, farbenprächtigen Bilde, an der leidenschaftlich bewegten Scene, die sich da unten abspielte. Wie eine Meute von Hunden stürzte sich die Menge auf die Schiffstreppe; die Inassen der hinteren Boote kletterten über die vorderen hinweg; der Augenblick, der die Ankunft in Alexandria, wie man auch ihm erzählt, zu einem Wagnis machte, ist da! Aber die Zucht und Ordnung des deutschen Schiffes bewahren sich. Oben am Ausgange der Treppe steht ein Offizier, der mit eiserner Strenge den Zutritt zum Schiff verwehrt. Von unten schießt und stößt und drängt man hinauf; kaum dermag der Offizier den Posten gegen die Uebermacht zu behaupten. Da gibt er ein Kommando — und plötzlich strömt aus einem Gummischlauch eine Wasserfluth auf die Treppe belagernden Afrikaner. Der Schreck! Wie sie prusten und sich ducken und wie alle Fragen sich schüteln und zurücktaumeln — um sofort von Neuem zum Angriff überzugehen. Was schadet unter dem Himmel Afrika ein kaltes Bad, wenn es auch Januar ist?! Noch zweimal muß sich der Wasserstrahl auf die nachdrängenden ergießen, ehe sie die Treppe räumen. Dann erst ziehen sie sich in ihre Boote zurück und nun kann die Ausschiffung in Ruhe beginnen.

Auf Deck herrscht lautere Heiterkeit über das ergötzliche Schauspiel, und der Offizier ertotet Lob und Dank von den Passagieren, die nun, von den Schiffsmannschaften an die Boote geführt, weder das Verschwinden ihrer Habfeligkeiten, noch die Voreilerei der Badträger zu fürchten hatten. In einem Nachen der Cooggesellschaft sah Harald unter den Ersten die schöne Miß verschwinden; er selbst folgte eine Viertelstunde später in einer eleganten Bante des Hotels Abbas, in dem er Wohnung bestellt hatte. Von sechs Negeren geführt, glitt das Boot wie ein Pfeil dahin und landete eine halbe Stunde später vor dem Zollamt in Alexandria.

Rachdem Harald sich im Hotel sein Zimmer gesichert und eine flüchtige Musterung der luftigen offenen Halle vorgenommen hatte, in der er schon viele seiner Reisegenossen bemerkte, die

zwischen Palmengestüben stehend, türkischen Kaffee aus winzigen Töpfchen tranken, beschloß er, die Zeit bis zum Diner zu einem Spaziergang zu benutzen und trat auf den schönen Platz hinaus, an dem die Hauptgebäude Alexandrias liegen. Mit Mühe nur erweichte er sich der Dragomen und herumlungenden Burischen, die ihm in einem aus vier europäischen Sprachen gemischten Raubervollch ihre Dienste anboten und thaten, als sei sein Leben ohne ihre Hilfe gefährdet. Er wußte, daß ein kräftiger deutscher Fluß oder ein Heben des Stodes ihn schnell befreit haben würde, aber für's Erste dünkte ihn die braune und gelbe Gesellschaft in ihrer unheimlichen Lebhaftigkeit so possirlich, daß er es zum Ernst nicht zu bringen vermochte und lachend die Bante hinter sich her ziehen ließ. Durch ein paar Straßen schlendern, gelangte er dorthin, wohin es ihn gezogen hatte, in ein Viertel von Gassen, in denen das Volk wohnte und wo jetzt gerade ein ärmtlicher Jahrmarkt stattfand. Allerlei sonderbare und fremdartige Schwarten und Gebilde, Fische und Obst wurden in kleinen Buben feilgehalten, Trödelwaaren dazu, wie in Deutschland auch wohl in kleinen Städten. Rakte Kinder bliesen auf Blechtrumpeten und knarrten mit Rädern oder ließen bunten mit Luft gefüllte Gummibläsen steigen; verummte Frauen, denen ein schwarzer Schleier an einem breiten Metallring von der Nasenwurzel herabhäng, standen umher, auf der Schulter ihre Kleinen tragend, die auf ihrem gefährlichen Sattel lustig umhersahnten, sich am Kopf der Mutter festhaltend. Andere wandelten daher, Amphoren auf dem Kopf oder auf der Schulter haltend; dazwischen hockten ganze Gruppen von Leuten auf den Beinen, an den Wauern der Häuser, die lange Wasserpföpfe tauchend — ernste, würdevolle Turbanträger, zerlumpte Derwisches, Gänse, Schaafhäuten mit Waaren feilbietend. Alles feilschend und schreiend — es war ein Anblick, der auf Harald wirkte wie Champagner. Das war Afrika! Ja wohl! Und zum ersten Male, seit er seine pommerische Heimath verlassen, bedauerte er es, allein zu sein, sehnte er sich nach Mittheilung, verlangte es ihn, seiner Freude noch anderen Ausdruck zu geben, als den, ganz für sich selbst zu lachen.

Und wie er nun zurücktritt durch stillere, schon halb europäische Straßen, wanderten seine Gedanken heimwärts und er fragte sich, wen er wohl in dieser Stunde an seiner Seite haben möchte! Und dann lächelte er. Er konnte sie sich nicht gut vorstellen in dieser fremdartigen Umgebung! Schon in Berlin hatte sie sich niemals wohl gefühlt; sie gehörte auf ihr Gut, nach Berkow; dort schaffend, wirkend, regierend, war sie an ihrem Plage. Zwar wäre sie wohl körperlich und geistig noch frisch genug gewesen, ihn zu begleiten, und wenn die Nothwendigkeit vorgelegen hätte — Gott sei Dank war er ja so weitgenese, daß er seiner Pflege mehr bedürfte und seine Reise eigentlich nur noch ein Vergnügen war.

Aber daß Oswald Lehglburg nicht mit ihm konnte, das war schade, dachte Harald weiter. Er wäre außer meiner Mutter doch der einzige Mensch, der mir nahe genug steht — die anderen Alle, Dören, Bertow, Lenien, — nein, — es sind ja ganz nette Kerle, aber weiß der Himmel, vom Morgen bis zum Abend mücht ich sie nicht um mich haben; und nun gar nicht! Dören wußte seine Wiße reizen, Bertow immer nach Mädchen äugeln, und Lenien sich und mich mit Gekesparagrafen und Verwaltungsmaßregeln langweilen, mit denen er Preussens Schäden einst abzuhelfen dente.

Er schüttelte den Kopf, wie er so vorwärts ging und wunderte sich, daß er so viel Zeit mit den Genossen hatte zubringen mögen. Aus der Ferne gesehen, kamen sie ihm plötzlich flach und unbedeutend vor. Was war's denn, das ihn mit ihnen verband? Die Corpsbrüderschaft, die frohen Erinnerungen aus der Studentenzeit, weiter nichts. Was das nicht viel? Ihm schien es plötzlich nicht genug. Man geht doch weiter, man entwirft sich doch! — Dören und Bertow waren kein gebildete, Lenien hatte sich um Attentmenschen und Streber ausgebildet — nur bei Lehglburg war etwas zu holen. Der war wirklich ein Aristokrat, im besten Sinne des Wortes, ein Mann von unbedingtem Ueberzeugungen und hochfliegendem Streben. Aber er sah auf seinem einsamen Gute fest, der arme Kerl, suchte für sich und sein Geschwister zu retten, was sein Vater übrig gelassen, war in Gefahr, in Noth und Sorge zu verkrümmern und in der Abwesenheit seines pommerischen Winkels zu verbaurn.

Harald stand plötzlich still und streckte die gestrafften Arme von sich, eine Bewegung, in der sich die innere Freudigkeit Luft machte, die ihn erfüllte. Er war frei! Er war nach schwerer Krankheit gesundet, wanderte in Alexandria umher und fühlte allerlei Kräfte in sich frei werden, die bisher gebunden gewesen. Die Welt einmal unter ganz anderen Himmelsstrichen betrachten, neue Menschen sehen, sich ausweiten, bereichern, — braune Muselmänner und schöne Mißes bewundern — Globetrotter spielen — wie herrlich war das! Er war unbeschreiblich interessant! Er kam sich selbst beneidenswert vor und bewaerte alle die Genossen, die ihre

Lebensweise so still und philisterhaft dabei fortsetzten; ihm war, als seien ihm Flügel gewachsen, die ihn in reiner Lust und höhere Sphären emportragen.

Und nun erinnerte er sich, daß er erst seit vierzehn Tagen unterwegs sei, und lächelte über sich selbst. Hatte er denn wirklich seinen Sekt getrunken? Er war ja wie berauscht! Und dann mußte es gleich jeden Uhr sein und er wollte noch zum Diner Toilette machen, denn vielleicht war doch die schöne Miß an der Tafel.

Seine Hoffnung betrog ihn indessen. Er fand sie nicht zwischen den Gästen. Dennoch unterließ er sich vortrefflich; denn sein Platz war ihm neben einer fast sagenhaften Familie angewiesen, die auf dem Schiffe großes Aufsehen erregt hatte. Nicht nur sollte ihr Oberhaupt, ein amerikanischer Pflanzler aus den Südstaaten, über ganz unabweisliche Reichthümer verfügen, sondern er reiste mit einem sechszehn Köpfe starken Haushalt, was immerhin ungewöhnlich war, um so mehr, als ein Baby, das eben erst laufen lernte, und ein anderes, das kaum sprechen konnte, mit ihrer schwarzen Wärterin dazu gehörten. Nun hatte Harald Gelegenheit, die Angaben des Schiffstewarbs, den der reiche Kinderlegen lebhaft beschäftigt hatte, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Er zählte auch wirklich um das Elternpaar herum neun Kinder, von denen drei indessen für erwachsen gelten konnten. Die Babies fehlten natürlich an der Tafel; dagegen aber waren Hauslehre und Erziehlerin angewiesen. Neben der legeren, einer Engländerin, saß ihm gegenüber, die älteste Tochter, ein junges Mädchen mit kurzem schwarzem Haar und brennend dunklen Augen, so daß er sie für eine Südländerin gehalten haben würde; sie bildete einen merkwürdigen Kontrast zu der blonden Mutter, einer noch immer hübschen, statlichen Frau von zweifellos germanischem Typus, die Harald nicht umhin konnte, zu bewundern. Große Brillanten in den Ohren, schaute sie mit dem Ausdruck heiterer Zufriedenheit auf ihre Kinder, auf die stolz zu sein sie allen Grund hatte. Denn sie waren sammtlich wohlgebildet und wohlgezogen, die brünetten, dunkeläugigen, die dem Vater gleichen, sowohl als die blonden. Am besten gefielen Harald zwei allerliebste Bäckische mit hängenden Haaren. Sie hatten ein kleines Schmeckerchen zwischen sich und sahen drei jüngeren Brüdern gegenüber, die vom Hauslehrer in Ordnung gehalten wurden. Der am wenigsten angenehme Theil war jedenfalls der Vater, der ziemlich gewöhnlich und dabei von harter Arbeit oder auch vom Fieber mitgenommen aussah, und dessen Markieren viel zu wünschig übrig ließen. Er sah mit dem Messer, was für Harald das größte Zeichen von Unbildung schien. Dieser sah neben dem Hauslehrer, der, ohne sich ihm vorzustellen, ihn anredete, übrigens aber in diesem Familienkreise eine sehr angenehme und wichtige Persönlichkeit zu sein schien. Er war ein Süddeutscher, der die vornehmste Resede des norddeutschen Aristokraten gar nicht zu würdigen wußte und so unbefangenen auf ihn einsprach, als sei er seines Gleichen. Harald, der die Stellung des Hauslehrers vom Standpunkte des hinterpommerischen Adels aus beurtheilte, war von der Dreistigkeit des jungen Mannes wenig erbaut und hüßte sich anfangs in Schweigen, gab aber endlich seiner natürlichen Empfindung, in dem angenehmen Bewußtsein, daß ja Niemand wisse, wer er sei, nach und ging, freilich sehr in gemessener Weise, auf die Unterhaltung ein, die sich um das Uebliche Wober und Wobin drehte. Es entging ihm dabei nicht, daß das gegenüber stehende junge Mädchen ihn unausgesetzt beobachtete.

Nach aufgehobener Tafel trat der Vater auf ihn zu, stellte sich ihm als „Mr. Salinas“ vor und nötigte ihn an den Tisch in der Halle, wo ihm und den erwachsenen Gliedern der Familie der Kaffee servirt werden sollte.

„Ja, was meinen Sie wohl, Sir, was so ein Mittag an Land mich kostet?“ fragte er lachend in etwas mangelhaftem Deutsch. „Unter 150 Francs hab' ich's selten. Morgen werden wir nach Kairo über, ins Seglerhotel, jenseits des Nils, wo ich Wohnung bestellt habe. Mit den Trinkgeldern kommt der Preis auf ein englisches Pfund die Person, die vier jüngsten Kinder und zwei Dienstboten zahlen die Hälfte, macht vierzehn Pfund täglich, ohne Extra-Ausgaben, Wagen, Pferde und — Toiletten, und die werden beträchtlich sein: Meine Tochter soll tanzen. Habe Recommendation Leiters für den Gesandten bei mir; er soll uns eine Einladung zum Ahdiee besorgen.“

Hoho, dachte Harald, dir werd' ich dienen, und lassen antimorette er. „Das wären ja nur dreihundert Mark nach unserem Gelde! Das finde ich sehr bescheiden, Mr. Salinas. Ich kenne einen Geldmann in Berlin, der es auf Reisen nicht unter eintaufend Mark täglich für sich allein thut.“

Der Amerikaner sah ihn mit den klugen Augen unsicher an. Jedenfalls machte auf ihn der junge Deutsche, hinter dem er den Baron witterte, Eindruck. Eben traten seine Frau und Tochter heran. „Wie war doch Ihr Name, möchte Sie vorstellen.“ sagte er, auf die Damen deutend.

„Baron von Sperber“, erwiderte der mit dem hochmüthigsten Gesicht, das

ihm zur Verfügung stand. Er unterhielt sich ein paar Minuten mit der Mutter, die er als Landsmännin anredete. Sie stammte allerdings von deutschen Eltern ab, sei aber als Kind nach Amerika verschlagen worden, erzählte sie. Ihres Gatten spanische Familie sei bereits eine Generation länger drüben. Sie lebte in einer Gegend mit fast ausschließlich weißer Bevölkerung, die Neger ungerechtet.

„Warter!“ schrie plötzlich Mr. Salinas einen vortretenden Kellner an, die kleine Tasse mit türkischem Kaffee, die ihm gereicht worden, unsanft zurückziehend. „Das Getränk ist ja didgrunbig und süß, ungenießbar.“

„Wünschen der Herr den Kaffee auf europäische Art?“ fragte der Kellner.

Die Frau bejahte statt seiner. „Wir bereiten zu Hause den Kaffee so, wie ich es von meiner Mutter gelernt habe“, bemerkte sie, lächelnd zu Sperber gewandt. „Mir schmeckt der türkische ganz gut — nur zu wenig giebt es in diesen kleinen Tassen.“

„Er ist sehr schwer und stark“, meinte dieser, die Zigarre anzündend, welche die Dame ihm anbot. Auch Miß Mary rauchte.

Der Kaffee ward gebracht und mit Zucker und Sahne vor Mr. Salinas hingestellt. Er nahm die Dose, schüttelte deren Inhalt auf das Tisch Tuch und suchte, unter den Stücken umherwühlend, einige aus, die ihm besser als die anderen zu gefallen schienen. In Seelenruhe sah die Gattin dabei zu, während Harald das Blut in die Wangen stieg. Die Gesellschaft war ihm doch zu schlecht. Mit einer unanfanen Bewegung erhob er sich, verbeugte sich in seiner überaus vornehm gemessenen Art, nahm seinen Hut vom Kiesel und trat in die Nacht hinaus.

Eine Stunde später traf er in einem Cafe der inneren Stadt den Hauslehrer wieder, der lächelnd auf ihn zukam und ihn an sprach: „Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen jetzt auch vorstelle, da sich unsere Wege wohl noch öfter kreuzen werden. Braun ist mein Name, Doctor Braun.“

„Von Sperber“, erwiderte Harald, den Baron, von dem er in Deutschland selten Gebrauch machte, fortlassend. Er war nicht recht einig mit sich, wie er diesem Hauslehrer begegnen sollte. Der Mensch war doch eigentlich sehr dreist! Aber er hatte ein ansprechendes, hübsches Gesicht, etwas Zuverlässiges in seinem Wesen — und es stimmte den Affektor milder, daß er wenigstens Doctor war. Künftiger Gymnasiallehrer vermutlich. Die Leute waren ja sehr wichtig, gewiß, aber gesellschaftlich doch nicht gleichberechtigt, und er sah wirklich nicht ein, warum er sich über die Rangunterschiede hinwegsehen sollte, nur weil er im Auslande war. An dessen wollte er nicht zu unhöflich sein, und lud den Doctor Braun mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

## Chemische Fütterung.

Ein interessantes Experiment ist gegenwärtig in der chemischen Abteilung des Ackerbau-Departements in Washington im Gange. Der Chef-Chemiker des Departements sucht nämlich durch praktische Versuche festzustellen, welchen Einfluß die zur Präparierung mancher Lebensmittel verwendeten Chemikalien bei fortgesetztem Genuß auf das menschliche System haben, und er hofft zu beweisen, daß solche Mittel, wie Borax, Boräure, Salicylsäure, Formaldehyd u. s. w., wenn sie nicht in allzu starken Mengen zur Verwendung gelangen, nicht gesundheitsschädlich sind. Als Versuchsanstehen dienen 12 Freiwillige, die ein Jahr lang ausschließlich von den Mahlzeiten und Getränken zu leben haben, die ihnen von dem Chef-Chemiker, Professor Wiley, vorgefertigt werden. Der Professor hat die Details seines Menüs nicht näher bekannt gemacht. Naturgemäß wird die Speisekarte stets zwei Parallellänge aufzuführen, die eine mit Conservirungsmitteln verlegt, die andere ohne dieselben. Das Diner dieser menschlichen Versuchsanstehen wird aus eingemachten Früchten, Suppen, Fischen, Fleisch, Gemüse, alles in Büchsen, und verschiedenen Arten getrockneten Fleisches bestehen. Als Getränke werden sterilisirte Biere und Weine gereicht werden. Wahrscheinlich ist es Dr. Wiley's Absicht, den Regierungen der fremden Länder zu beweisen, daß man die Quantität der angewandten Präservierungsmittel bedeutend steigern kann, ohne einen Schaden für die Gesundheit befürchten zu müssen. Daher sind auch die Experimente von dem allerhöchsten Interesse für die ganze wissenschaftliche Welt. Prof. Wiley wird selbst das Kochen der Speisen überwachen. Der Hauptzweck des Experimentes ist, festzustellen, ob die europäischen Regierungen ein wissenschaftliches Recht besitzen, Nahrungsmittel mit dem Bann zu belegen, welche mit den oben angeführten säunlichphosphorhaltenden Chemikalien behandelt worden sind. Natürlich muß bei dieser praktischen Lösung einer wissenschaftlichen Streitfrage die allergrößte Genauigkeit Regel sein. Die zwölf Teilnehmer, die alle zwei Wochen bezüglich ihrer Fütterung mit präservirten und frischen Speisen abwechseln müssen, werden in ihrer Lebensweise streng überwacht, und was sie zu sich nehmen, selbst der kleinsten Schluck Wasser, muß innerhalb der

## Obstruktions-Erdebci.

Aus den Berichten deutschlänwischer Zeitungen kann man sich jetzt einen annähernden Begriff von der Art und Weise bilden, wie die Obstruktion beschaffen war, durch welche die Gegner der Tarifvorlage deren Annahme im Reichstag zu verhindern suchten. Der sozialdemokratische Abgeordnete Heine leistete, um möglichst viel Zeit in Anspruch zu nehmen, in seiner dreieinhalbstündigen Rede — noch dazu mit langen Pausen hinter jedem Satze — folgendes im Reichstage: „... Wie schwierig wird es schon in diesem großen Saale sein, sämtliche Abgeordnete herbeizurufen. Wir haben eine — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — Thüren. Wenn ich noch in Betracht ziehe, daß hinter dem Präsidium sich auch noch Ausgänge befinden — ich weiß nicht, wie viele, da ich diesen Weg nie wähle — ich nehme aber nur an, es wäre eine Thür, so haben wir eine — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — Thüren. Nehme ich aber an, es wären zwei Thüren, dann wären es eine — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — zehn — Thüren. Nehme ich aber an, es gäbe drei Thüren, so wären es eine — zwei — drei — etc. Nun haben wir, meine Herren, im Saale einen — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — zehn — Thüren. Ich über die äußeren Gänge hinzu, so haben wir einen — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — zehn — elf — Gänge. ...“ Solch ein unuibridger Bildsinn gehört weder in den deutschen Reichstag, noch in irgend eine andere Volksoberleitung. Wer will es den Majoritätsparteien verdenken, wenn sie durch energische Maßnahmen schließlich einer derartigen Obstruktion ein gewaltsames Ende machten? Selbst Eugen Richter, der lange Zeit den Tarifvorlägen der Regierung opponirte, schrieb in seiner Zeitung: „Wenn ein Compromiß zu Stande kommt, so mag man sich für die Obstruktion bei den Führern der Obstruktion bedanken.“ (W. W.)

## König und Vater.

Als der berühmte Münchener Master Piloty im Jahre 1854 an seinem „Sohn an Wallenstein's Leiche“ arbeitete, qualte er sich einst mehrere Tage vergeblich damit herum, in den großen, vor dem Bette stehenden Teppich die richtigen Falten zu bringen, die den dem Werke Wallenstein's vorhergehenden Kampf zum Ausdruck bringen sollten. Ein Teppich mit dem nöthigen Stillleben etc., dem Bette, nahm im Keller einen großen Raum ein. Da besuchte eines Tages König Ludwig I. das Atelier des Künstlers, um nach dem Fortschritt des Gemäldes zu sehen. Kaum eingetreten, versank sich der König im Teppich und stolperte, das arrangirte Stillleben mit sich reisend. Er wollte sich bei Piloty entschuldigen, da er dachte, diesem etwas zerrört zu haben, da rief derselbe aber veranunt: „Majestät — meinen allerunterthänigsten Dank, jetzt ist endlich meine Draperie richtig.“ Auf diese Weise verfaß König Ludwig Piloty zu einem Faltenwurf.

## Ein gründlicher Gelehrter.

Weber den Geburtstags des Arzters Adam haben schon die Gelehrten des Mittelalters gefeiert, ohne jemals einig werden zu können. Jetzt weiß man aber ganz genau, wann der erste Mensch geboren wurde. Sir John Lightfoot, von der Universität Cambridge, hat fünfzehn Jahre seines Lebens gebraucht, um dieses wissenschaftliche Problem in unanfechtbarer Weise zu lösen. Nachdem er zahllose Texte verglichen und, unter Jubiläumnahme aller Kalender, die schwierigsten Berechnungen aufgestellt hatte, kam er zu dem Schlusse, daß Adam am 23. October 4004 v. Chr. geboren worden ist. Da aber bei wissenschaftlichen Untersuchungen auch nicht das Pünktchen auf dem T fehlen darf, rechnete Dr. John Lightfoot noch aus, daß die Geburt des ersten Menschen, wenn man den Schöpfungsact so nennen darf — um 9 Uhr Vormittags stattfand. Mit Adam wären wir jetzt also im Reinen, dagegen ist es noch nicht heraus, wann wir den Geburtstags Gvas zu feiern hätten.

## Der höhere Vorgesetzte.

Bei einer Festlichkeit bildeten englische Milizen Spalier, als ein Offizier bemerkte, daß ein Herr zu stark vordränge. „Warum halten Sie nicht Ordnung?“ fragte der Offizier den dort stehenden Milizsoldaten. — „Ich kann nicht, ich werde selbst vorgebracht“, war die Antwort. — „Sagen Sie mir nicht, Sie können nicht, nehmen Sie den Gewehrstock. Sie sind doch stärker als dieser Herr.“ — „Das bin ich schon, aber er ist Professor in unserem Geschäft“, bemerkte kleinlaut der Milizsoldat.